

HANSER



Leseprobe

Jean Paul

Erschriebene Unendlichkeit

Briefe

Herausgegeben von Helmut Pfotenhauer, Norbert Miller, Markus
Bernauer

ISBN (Buch): 978-3-446-24136-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24136-7>

sowie im Buchhandel.

Briefe sind dünnere Bücher

»Oft weiß ich kaum, was ich eigentlich
aus mir machen soll als Bücher«
(»Vita-Buch«)

Jean Paul ist Schriftsteller in einem eigenwilligen und emphatischen Sinne: Er lebt um zu schreiben; alles Leben verwandelt sich ihm in Schrift. Nur soweit das Leben dafür taugt, ist es lebenswert. Ob Liebe oder Freundschaft, ob häusliche, familiäre Verhältnisse oder Geselligkeit, ob Stadtleben, ob Reisen oder provinzielle Zurückgezogenheit – alles dient diesem Autor als Anlaß und Vehikel dafür, sich schreibend zu verewigen. Jean Paul ist darin rücksichtslos, sich selbst und anderen gegenüber. Und er ist darin auch auf singuläre Weise konsequent.

Im 18. Jahrhundert tritt der Autor an die Stelle des Schöpfers; er schafft sich sein Universum selbst, als Buch. Im Zeitalter der schwindenden metaphysischen Gewißheiten, der materialistischen Gedankenexperimente, die mit dem physischen Ende auch das der Seele ausdenken, in der Zeit, in der das fragile Instrumentarium der Vernunft den Platz des gefestigten Glaubens einnehmen soll, muß der Autor, so sieht es Jean Paul, Dauer und Unvergänglichkeit selbst in die Hand nehmen, in die Schreibhand. Nirgendwo vielleicht ist dieses Projekt, ein genuines Projekt der Moderne, radikaler umgesetzt als bei ihm.

Dazu eignet er sich die verschiedensten Gattungen neu an – die Satire, den empfindsamen und den humoristischen Roman, die Selbstbiographie, die Gedankensplitter der moralischen Sentenz oder des Aphorismus – und eben den Brief.

Der Brief wird im 18. Jahrhundert zu einer privilegierten Gattung: spontane, die momentane Befindlichkeit mitteilende Äußerung; befreit von Rhetorik – der galanten des Rokoko oder der zopfigen des Kanzleistils –, zumindest vorgeblich; ungezwungenes Gespräch unter Abwesenden, wie es bei Gellert im Rückgriff auf Cicero heißt. Natürlichkeit soll an die Stelle von Künstlichkeit treten; daß jeder Brief gemacht, geschrieben, künstlich gefertigt ist, soll vergessen werden. Lessing rät seiner Schwester: »Schreibe wie du redest, so schreibest du schön« (30. Dezember 1743).

Jean Paul nun kehrt dies genau um: Er, der Schriftversessene, will nicht Schriftvergessenheit. Er denkt sich die Abwesenden als Anwesende: nicht aber als Sprechende, sich Unterhaltende, sondern als einander Schreibende; nicht Gespräch zwischen Abwesenden, sondern Schriftverkehr zwischen Anwesenden ist seine Devise. In einem Brief an seinen Leipziger Freund Friedrich von Oertel vom 9. Januar 1796 malt Jean Paul sich aus, wie es wäre, wenn »sich eine Gesellschaft guter Freunde an einen Tisch zusammensetzte und so mit einander bei so schneller Post Briefe wechselte von den äussersten Enden des Tisches«. An Freunde, die nur eine Wand oder eine Straßenbreite von ihm getrennt sind, schreibt er lange Briefe. Seiner im Haus anwesenden Gattin richtet er schriftlich Geburtstagsgrüße aus. Nicht die schnelle, einfache Kommunikation ist das Ziel, sondern die kunstvolle. Und damit auch die potentiell überdauernde, die, die auch das Recht hat, noch auf die Nachwelt zu kommen.

Diese literarische Besessenheit beim Briefeschreiben hat zweierlei zur Folge. Der Brief wird zum wichtigen Teil des Vita-Buchs, der permanenten Schriftverwandlung des Lebens. Alles muß in ihm festgehalten werden, um das oft schlechte Leben besser zu machen, um das Flüchtige auf Dauer zu stellen.

Und der Brief wird zum kleinen Werk, zum Bruchstück

eines künftigen gedruckten Buches. Das führt dazu, daß Jean Pauls Briefstil gewissermaßen seine Schriftlichkeit hervorkehrt; er ist demonstrativ künstlich, rhetorisch, er prunkt mit witzigen Vergleichen und metaphorischen Überblendungen und ist mit diesen oft auch überladen.

An seinen Bayreuther Freund Emanuel schreibt Jean Paul am 9. Februar 1795 einen programmatischen Brief zur Poetologie dessen, was er gerade schreibt. Briefe, so heißt es da, seien nur dünnere Bücher, Bücher dickere Briefe. Literatur sind sie demnach beide. »Man sollte einem Autor für nichts mehr danken als für Briefe«, schreibt der Brief- und Bücherschreiber. Unser Herz wolle in der Vielheit und Kontingenz der Natur einen Schöpfer sehen, und ebenso in der der Geschichte eine Vorsehung. Ähnliches gilt nach Jean Paul für »Lebensprotokolle«, wie es Tagebücher oder Briefe sind. Sie sollen anthropologische Exempel sein, nicht bloße Zufallsprodukte. Sie seien ungebunden, frei von »Paragrafenketten« und wollten gerade deshalb »Hauptbücher unserer moralischen Bilanzen« sein. Nicht jedem sei es gegeben, derlei zu schreiben. Briefe sind Kunst, sind Werk.

An Johann Siegfried Wilhelm Mayer.

Meiningen, 22. September 1802

Meiningen d. 22. Sept. 1802.

Verehrtester Vater! Eine Freude, die Sie bisher allein hatten, theil' ich nun mit Ihnen, die über eine Tochter. Am Montag Mittags um 11 Uhr gab mir und sich meine Caroline die zweite Caroline, eine gesunde, kräftige und schöne. Auch hierin ist noch die Mutter ihr Vorbild. (Ich schreibe eilig, weil ich jetzt an so viele schreibe.) Vielleicht gab es nie einen regelmässigen Körper um eine weibliche Seele als meiner Frau ihrer ist. Der Entbindungstag ist so heilig und rührend — und vielleicht noch mehr — als der Hochzeittag.

Ich und Caroline bitten nun, daß Sie die Tochter Ihrer Tochter zu Ihrer erheben und ihr geistlicher Vater am Taufstein werden. Sobald meine Frau darf — was viel später ist als das Können — so wird sie diese Bitte an Sie sowie an ihre Tanten wiederholen.

Sie dankt herzlich für Ihr leztes Geschenk. Leben Sie froh, Verehrtester! Und empfangen Sie bei dieser Verdoppelung meines Himmels wieder den alten Dank für meinen ersten! —

Ihr dankbarer Sohn

J. P. F. Richter